

# Linguistik in Deutschland zwischen den Zeiten

## Die Linguistischen Berichte in den Jahren 1972 und 2003

Peter Eisenberg

### 1 1972 und 2003

Der Titel dieses Beitrages ist als Hommage an die *Linguistischen Berichte* zu verstehen. Ich glaube in der Tat, daß die Zeitschrift die Lage wie den Zustand der Sprachwissenschaft in Deutschland ganz gut widerspiegelt. Eine Reflexion auf unsere Disziplin kann bei den *Linguistischen Berichten* ansetzen, und das zweihundertste Heft ist ein guter Anlaß, dies zu tun.

Wenn man zwei Jahrgänge der Zeitschrift herausgreift, die so weit auseinander liegen, kann ein Vergleich künstlich werden, weil man wesentliche Bewegungen in der langen Zwischenzeit verpaßt. Das Risiko wird hingenommen. Mehr als zwei Bände würde kaum noch einen Blick in die Fläche des einzelnen Jahrgangs erlauben. Die Wahl von 2003 (LB 193–196) als dem letzten vollständigen Jahrgang ergibt sich von selbst. 1972 (LB 17–22) war der dritte vollständige. Die dreißig Jahre dazwischen sind die Spanne der Berufstätigkeit einer Wissenschaftlergeneration, die damals innerhalb kürzester Zeit berufen wurde und jetzt innerhalb weniger Jahre das Berufsleben verläßt. Die Linguistik war in Deutschland jung.

Im Jahr 1972 war die Erstberufungsphase der jungen Disziplin zum großen Teil abgeschlossen. Die zuallererst Berufenen wie Klaus Baumgärtner in Stuttgart oder Helmut Schnelle in Berlin hatten bereits einen wissenschaftlichen Nachwuchs um sich gesammelt. Die Linguistik war keineswegs etabliert, wohl aber schon ziemlich umfangreich. Von Etablierung in einem naheliegenden Sinn des Wortes kann man wahrscheinlich bis heute nicht sprechen: Von Anfang an vollzog sich ein Differenzierungsprozeß, der das verhindert hat. Trotzdem ist beinahe die ganze Disziplin in den *Linguistischen Berichten* zu finden. Und eine Mehrheit hatte sich noch keineswegs damit abgefunden, daß nicht alle am selben Strang ziehen sollten.

Die Linguistik war wichtig. Beinahe die letzte Universität hatte gemerkt, daß man sie bei sich vorzeigen sollte. Viele Linguisten nahmen die Rolle, die man ihrer Wissenschaft in der Mitte eines ganzen Bündels von Geistes-, Sozial-,

Informations- und Naturwissenschaften zuwies, bedenkenlos an. Man schrieb ungestraft Sätze wie diesen: „Kaum eine Wissenschaft kann heute ein größeres allgemeines Interesse beanspruchen als die Linguistik.“ (Eisenberg/Haberland 172: 26). Vom Blickpunkt 2003 aus ist kaum vorstellbar, wie junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler von überall her in die Linguistik strömten, weil diese interessant, wichtig, zukunftsfähig war und weil man in ihr gesellschaftlich nützliche Arbeit verrichten konnte.

Aber die Entwicklungslinien fingen an, sich abzuflachen, nicht nur die der Expansion. Zumindest im Rückblick (einige ganz Kluge wußten es damals schon) bietet sich von 1972 aus ein gänzlich unterschiedliches Bild, wenn man nach vorn und wenn man zurückschaut. Von dem, was ein Kollege meint, wenn er das Thema Linguistik und Studentenbewegung von 2003 aus als autobiographische „Rekonstruktion der Jahre 1967–72“ (Gessinger 2003: 34) aufzieht, behandeln wir im folgenden die letzte Phase, und wir behandeln sie so, wie sie in der Zeitschrift erscheint. Die Auswahl bleibt dennoch schwierig und natürlich subjektiv. Fast niemand soll geärgert werden, aber was wir geschrieben haben, haben wir geschrieben.

Vieles, was von 2003 aus vielleicht als wichtig erscheint, sieht man in den *Linguistischen Berichten* nicht oder kaum. Die Veränderungen in der großen Politik sieht man nicht, den Beginn des Rollback und das Ende der politischen Aufbruchstimmung der Linken erkennt man kaum, und von ihren Auswirkungen auf die Disziplin kann man allenfalls etwas ahnen. Kaum sichtbar wird auch der Reflexionsprozeß auf das eigene Sprach- und Kommunikationsverhalten, obwohl er früh einsetzte (z.B. Autorenkollektiv 1971) und obwohl eine bewußte Abwendung vom traditionellen akademischen Habitus von Anfang an die *Linguistischen Berichte* (wie später die DGfS) prägt. Nichts schließlich davon, wie ganz anders die Linguistik in der DDR verfaßt war. Die DDR war ein fernes Land. Dichte Beziehungen existierten mehr oder weniger punktuell, beispielsweise innerhalb von Berlin.

Unsichtbar bleibt weiter das politische Signal des Extremistenbeschlusses der Ministerpräsidenten des Bundes und der Länder (gefaßt am 28. Januar 1972 auf Betreiben von Willy Brandt), obwohl er sehr bald Wirkung in der Linguistik zeigte. Als einer der ersten, spektakulären Berufsverbotsfälle wurde der von Johannes Meyer-Ingwersen bis zum bitteren politischen, wissenschaftlichen und menschlichen Ende durchgezogen, sozusagen mit der ganzen Härte der Gesetzeswidrigkeit.

Was man trotz alledem sieht, ist so weit weg von 2003, daß es lohnt, bei dieser Gelegenheit festgehalten zu werden. Das wird im folgenden versucht.

## 2 Wie die Zeitschrift ihren Inhalt gliedert

Wenn eine Zeitschrift ihre Rubriken ändert, dann kann damit eine Veränderung der Inhalte beabsichtigt sein. Möglich ist aber auch, daß es, wie man heute sagt,

eher um das Präsentieren geht. Man präsentiert sich neu und arbeitet an den Rubriken als an etwas, das mindestens teilweise mit dem Layout gegeben ist oder das dem Leser erst recht deutlich machen soll, was die Zeitschrift tatsächlich enthält und was sie eigentlich enthalten möchte.

Von all dem scheint bei den *Linguistischen Berichten* etwas mitzuspielen. LB 1 enthält neben Beiträgen aus der Forschung auch zwei Rezensionen sowie die Rubriken ‚Probleme und Perspektiven‘, ‚Studium und Hochschule‘, ‚Schule und Anwendung‘ sowie ‚Mitteilungen und Anfragen‘. Aus der zuletzt genannten wird sehr bald das bis heute erhaltene LB-Info ausgegliedert, das in den ersten Jahren von großer Bedeutung für den Informationsaustausch über Tagungen und damit auch über sprachwissenschaftliche Institutionen im In- und Ausland war, diese Bedeutung inzwischen aber fast ganz verloren haben dürfte.

Im Jahrgang 1972 finden sich inhaltliche Beiträge durchgängig in drei Rubriken, das sind ‚Aus der Forschung‘, ‚Zur Diskussion‘ sowie ‚Schule und Anwendung‘, dazu wenige Rezensionen sowie einiges in der Rubrik ‚Studium und Hochschule‘. Im Editorial ‚Zum vierten Jahrgang‘ schreibt Peter Hartmann (1972a): „Wichtiger jedoch ist vielleicht ein Blick auf die Gesamtsituation, an deren Ausgestaltung mitzuwirken eine Funktion der *Linguistische Berichte* ist oder doch zumindest sein sollte. Denn man kann nicht sagen, daß sich diese Gesamtsituation in den letzten Jahren schon ernstlich geändert hätte: die Lage des westdeutschen Bildungswesens insgesamt; der Hochschulen im Verband dieses oder eines umgestalteten Bildungswesens; der Sprachwissenschaft innerhalb der bestehenden oder sich umstrukturierenden Hochschulen.“

Es ist hier nicht der Ort, zu allgemeinen Ausführungen über die sog. Bildungskatastrophe als einem der Auslöser für die Etablierung der Linguistik in der Bundesrepublik auszuholen. Versuchen wir nur, die Beiträge des Bandes unter den inhaltlich nicht sofort transparenten Rubriken im Sinne der Aussage von Hartmann zu ordnen und zu quantifizieren: Ihr geht die Feststellung voraus, die *Linguistischen Berichte* hätten in der Zeit ihres bisherigen Erscheinens positive Auswirkungen „wissenschaftsimmanenten Charakters“ gehabt. Nehmen wir dies zum Maß. Wie steht es um die Beiträge wissenschaftsimmanenten Charakters im Verhältnis zu denen, die Externes thematisieren; oder soll man lieber gleich von Rand-Bedingungen für die Arbeiten wissenschaftsimmanenten Charakters sprechen?

Arbeiten mit externem Bezug finden sich in allen Rubriken. Die Abteilung ‚Forschung‘ steuert unter anderem Albert Berger (1972) ‚Poesie zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft‘ und Brigitte Schlieben-Lange (1972) ‚Die Sprachbedingtheit soziologischer Methoden‘ bei. Unter den wenigen Rezensionen des Jahrgangs findet man ‚Linguistik „verwertet“‘ (Kohn 1972), die sich mit der anmaßenden ‚Einführung in die theoretische Linguistik auf fachdidaktischer Grundlage‘ von Wolfgang Eichler auseinandersetzt. In der Abteilung ‚Diskussion‘ häufen sich natürlich derartige Beiträge. Als Beispiele, an deren Themen sich die Breite der Fragestellungen ablesen läßt, seien nur genannt: zweimal Peter Hartmann ‚Zur Linguistik der 70er Jahre‘ (1972a; 1972b); Gerd Kegel

(1972) ‚Zur Problematik des Gegenstandsbereichs der Linguistik und Psycholinguistik‘; Dieter Wunderlich (1972a) ‚Kritik einiger Grundbegriffe im Funkkolleg ‚Sprache‘‘; Claus Heeschen und Gerd Kegel (1972) ‚Zum Autonomiegedanken der Linguistik oder das Verhältnis von Psychologie und Linguistik im Selbstverständnis von Linguistik‘ und schließlich Rolf-Albert Dietrich (1972) ‚Zum Gesellschaftsbezug linguistischer Aussagen‘. Es vergeht keine Ausgabe, in der nicht ihr Selbstverständnis, ihre Aufgaben, ihr Verhältnis zu anderen Disziplinen, zu ihren Teildisziplinen oder unmittelbar politische Bezüge zur Sprache kommen.

Die ganz aufs Externe gerichtete Rubrik ‚Studium und Hochschule‘ ist auffällig heterogen. Ein wesentlicher, wenn nicht der wesentliche Teil der Diskussion um neue Curricula, mit denen die Linguistik vor allem in den philologischen Fächern Fuß fassen konnte, war gelaufen. Insofern sind die behandelten Themen schon beinahe etwas randständig (wie die Tagungsberichte in LB 18) oder sie gehören nur indirekt in diese Rubrik, wie die Darlegungen zu schulischen Richtlinien für das Fach Französisch (LB 20), die mindestens ebensogut unter ‚Schule und Anwendung‘ firmieren könnten.

Wie wichtig ‚Schule und Anwendung‘ war, ist sicher schon deutlich geworden, auch wenn über die Inhalte der Rubrik noch gar nichts gesagt wurde. Sie wird von einer eigenen Teilredaktion betreut. Kein Heft ohne sie. Der Linguistik steht klar vor Augen, daß sie ihre rasche Expansion den neu formulierten Anforderungen an die Lehrerbildung verdankt. Es ist durchaus nicht so, daß in erster Linie unmittelbar schulpraktische Fragen erörtert würden. Vielmehr stellt ‚Schule und Anwendung‘ einen Mikrokosmos dar, in dem sich der weitaus überwiegende Teil der Disziplin auf die Schule zu beziehen versucht. Das fängt an mit Peter von Polenz (1972) ‚Sprachnorm, Sprachnormierung, Sprachnormenkritik‘. Es folgt in LB 18 die Verdammung der herkömmlichen Orthographie und besonders des herkömmlichen Orthographieunterrichts von Gerhard und Sibylle Bauer (1972: ‚Die Religion der Rechtschreibung‘), ein Beitrag, der einem im Angesicht der neueren und neuesten Auseinandersetzung über die Neuregelung in mehr als einer Beziehung wie ein Hohn vorkommt. Kostproben: es werde alles beim alten bleiben, „wenn nicht die lebenslänglich davon Geschädigten sich dagegen erheben“. Oder: „Die Tradition ist damit verteidigt um den Preis, daß keine Korrekturen an ihr mehr möglich sind.“ Weiter geht es etwa mit Siegfried Jäger (1972a) „„Sprachbarrieren“ und kompensatorische Erziehung: Ein bürgerliches Trauerspiel“, mit Bernhard Engelen (1972) ‚Vorbemerkungen zu einem an Kommunikationssituationen orientierten „Aufsatzunterricht“‘ und zahlreichen weiteren Beiträgen zum Fremdsprachenbedarf als Grundlage für den Ausbau des Fremdsprachenunterrichts, zur Orthographie, Soziolinguistik, Linguistisierung des Deutschunterrichts, Aufsatzschreiben usw. Bemerkenswert ist vielleicht noch, daß B. Leuschners (1972) ‚Grundstrukturen des ‚Paragraphs‘ – Ein Problem der Textgrammatik‘ ebenfalls in dieser Rubrik erscheint, obwohl der Beitrag von der Themenstellung her woanders hingehört. Die *Linguistischen Berichte* haben noch in den 80er Jahren Beiträge zur

Graphematik unter ‚Schule und Anwendung‘ veröffentlicht, die nicht das geringste mit Unterricht zu tun hatten.

In 34 von insgesamt 74 Beiträgen in den genannten Rubriken wenden sich die Autoren des Jahrgangs 1972 externen Bezügen ihres Gegenstandes oder ihrer Disziplin zu. Fast jeder zweite Text sagt etwas über die Relevanz der Linguistik für etwas, das außerhalb ihrer selbst liegt, sagt es direkt und sehr oft in einem Gestus, der nicht nur Möglichkeiten aufzeigt, sondern linguistische Arbeit für unverzichtbar erklärt.

Was ist daraus geworden? Die vier Hefte des Jahres 2003 enthalten die Rubriken ‚Beiträge aus Forschung und Anwendung‘ sowie Rezensionen, außerdem gibt es einen Diskussionsbeitrag (LB 195), eine Erwiderung auf eine Rezension über das Buch ‚Umlaut in Optimality Theory‘ von Thomas B. Klein, die in LB 193 erschienen war. Im übrigen haben genau zwei der zehn rezensierten Bücher externe Bezüge (Gisela Brünner, ‚Wirtschaftskommunikation‘ in LB 193 und und Ceil Lucas (ed.) ‚The Sociolinguistics of Sign Languages‘ in LB 194). Von den 14 Aufsätzen aus Forschung und Anwendung haben ebenfalls höchstens zwei einen externen Bezug, nämlich Ekkehard Felder (2003) ‚Juristische Sprachnormierungskonflikte in Sitzblockadenentscheidungen‘ und Alexandra Wiebelt (2003) ‚Die Entwicklung der Symmetrie in der Schrift‘. Vorsichtig gesagt, verspricht die Bezeichnung der Hauptrubrik ‚Beiträge aus Forschung und Anwendung‘ etwas anderes, als sie enthält.

Die Beschränkung auf ein vergleichsweise risikoarmes immanentes Forschen, wie man es in den *Linguistischen Berichten* einfach feststellt und gar nicht irgendwie aufwendig nachweisen muß, ist weder Zufall noch ist es gar Ergebnis einer bewußten Politik der Herausgeber, die etwa gegen den Willen der Leser- und Autorenschaft der Zeitschrift durchgesetzt würde. Ein Blick in die ‚Zeitschrift für Sprachwissenschaft‘, unter den deutschen Zeitschriften noch am ehesten den *Linguistischen Berichten* vergleichbar, zeigt denselben Trend. Die ersten Jahrgänge (1982 ff.) enthalten im Forum, im Rezensionsteil und auch im Aufsatzteil eine große Zahl von Beiträgen mit externem Bezug, wobei dieser freilich schon von anderer Art ist als ein Jahrzehnt vorher in den *Linguistischen Berichten*. Es ging mehr um Status- als um Anwendungsfragen. Dennoch war der Blick nach außen auch in der ersten Hälfte der 80er Jahre noch mehr oder weniger selbstverständlich. Er wurde riskiert, obwohl er gar nicht im Programm stand. Das Editorial zum ersten Heft von ZS erhebt „sprachwissenschaftliche Forschung in all ihrer Vielfalt“ zum Programm, d.h. die Disziplin war sich ihrer Diversität und der Notwendigkeit von Integrationsbemühungen bewußt, nicht aber der Notwendigkeit, einer Hermetik der Forschung entgegenzuwirken. Die Immanenz ist inzwischen auch in ZS so gut wie vollständig durchgedrungen. Das gilt in ganz besonderem Maß für den einzigen größeren Selbstverständigungsversuch, den die Zeitschrift mit der insgesamt doch folgenlosen Theorie-debatte auf der Grundlage von Haspelmath 1999 initiiert hat.

Man könnte geneigt sein, der dargestellten Veränderung mit dem Hinweis zu begegnen, die Linguistik habe sich, was den in Rede stehenden Gesichtspunkt

betrifft, eher differenziert als insgesamt verändert. Wir haben in Deutschland eine größere Zahl von wissenschaftlichen Gesellschaften als Anfang der 70er Jahre, und ein Teil von ihnen hat sich Bereiche der angewandten Sprachwissenschaft, die Sprachdidaktik, die philologiebezogene Sprachwissenschaft usw. auf die Fahne geschrieben. Wir haben auch die zugehörigen Zeitschriften, in denen Beiträge mit externem Bezug gang und gäbe sind, so daß das Gesamtbild vielleicht doch dem vom Beginn der 70er Jahre ähnlich ist. Darüber müßte ein genauer Blick in die Zeitschriften, auf die Gruppierung der Autoren und auf die von ihnen behandelten Themen Aufschluß geben. Mancher extreme erste Eindruck könnte sich relativieren. Es scheint aber unverkennbar, daß die *Linguistischen Berichte* einen Wandel der Disziplin widerspiegeln. Ihre organisatorische Diversifiziertheit bringt nicht nur Vielfalt, sondern auch Verständigungs- und Kooperationsprobleme zum Ausdruck. Vom Selbstverständnis her befinden sich die *Linguistischen Berichte* zweifellos im Kern der Disziplin. Dieser Kern erhebt nicht mehr im selben Maß den Anspruch und er steht nicht mehr im selben Maß unter dem Druck, sich nach außen verständlich und seine Ergebnisse anwendbar zu machen. Natürlich gibt es Ausnahmen, die diese Regel bestätigen und natürlich wird nicht behauptet, daß der Anfang der 70er Jahre bestehende Anspruch eingelöst wurde. Daß man ihm auf dem damaligen Stand der Technik nur schwer gerecht werden könnte, dürfte sogar dazu beigetragen haben, ihn weitgehend aufzugeben. Wir kommen darauf zurück.

### 3 Was heißt extern?

#### 3.1 Studium und Hochschule

„Die heutige Lage ist – prononciert gesagt – so, daß sich insbesondere umliegende Disziplinen nicht nur als Partner zur Wissensergänzung anbieten, sondern ihrerseits linguistische Ergänzungen wünschen.“ (Hartmann 1972b: 64). Was das Studium betrifft, müsse das zu integrierenden Studiengängen führen. Es sollten für alle Beteiligten gültige Theorien entwickelt werden, „zu denen jeder Partner nur sein Wissen und seine bisherigen Erkenntnismittel beisteuern ... kann.“

Mit Integration von linguistischem Wissen und Wissen aus ihren Nachbar- und Anwendungsdisziplinen ist das erste Stichwort genannt, das in der Diskussion über die Inhalte des Linguistikstudiums immer wieder und in recht unterschiedlicher Form auftaucht. So in der Forderung von Schlieben-Lange (1972: 44), Sprachwissenschaftler hätten den Stand der Soziologie zur Kenntnis zu nehmen, und zwar vor allem „in Hinsicht auf die sozialwissenschaftliche Methodendiskussion, vor allem wenn sie sich so ausdrücklich als sprachfundiert bezeichnet, wie dies bei CICOUREL und HABERMAS der Fall ist.“ Vornehmlich in Hinsicht auf die Psychologie wird das Integrationsproblem über den

„Autonomiegedanken der Linguistik“ diskutiert, der in Wahrheit auf einen Fundierungsanspruch gegenüber der Psychologie hinauslaufe, „womit wir ganz konkret den cartesianisch verbrämten Mentalismus CHOMSKYScher Prägung meinen.“ (1972: 49). Martin Lang (1972: 53) spricht von einer Sammlungsbeziehung Linguistik unter dem Stichwort universale Kommunikationswissenschaft, denn „alle Theorie ist Sprachtheorie“. Entsprechend artikuliert sich Kritik am Vorgefundenen, etwa am sprachwissenschaftlichen Studium der Lomonosov-Universität und seiner integrationshemmenden Bürokratisierung: „Die fachliche Integration verschiedener Fächer erfolgt mitunter ... in Form von interdisziplinären Examensleistungen. Für die Anfertigung entsprechender Arbeiten ist die Genehmigung der Dekanate einzuholen.“ (Jachnow 1972: 56). Härter wird die Kritik, wenn die Integration linguistischen Wissens vorausgesetzt, aber nicht geleistet wird, wie in den Empfehlungen für das Fach Französisch in Nordrhein-Westfalen (Baumann 1972: 84f.), und ganz hart wird sie, wenn Integration vorgetäuscht wird, wie in Eichlers Lehrbuch mit dem schönen Titel „Einführung in die theoretische Linguistik auf fachdidaktischer Grundlage“, das „nicht den leisesten Versuch unternimmt, diesen Anspruch einzulösen.“ (Kohn 1972: 33). Wir sind damit bei der besonderen Form von disziplinärer Integration, die als Linguistisierung des Deutschunterrichts berüchtigt wurde. Schon die wenigen Hinweise zeigen aber, daß dies keineswegs das einzige Integrationsfeld für ein sprachwissenschaftliches Studium war. Sie können den Leser vielleicht anregen, sich einmal vorzustellen, wie modularisierte Studiengänge im Jahr 1972 wahrgenommen worden wären.

Noch häufiger und vielfältiger tritt ein zweiter für die Herleitung von Studieninhalten wesentlicher Aspekt in Erscheinung. Hartmann (1972b: 67) formuliert, es ergäben „sich im Anwendungsbereich, z.B. bei den Sprachlehrinstituten, in der Schule usw. zahlreiche Probleme, die allein durch eine Zuordnung zu entsprechenden theoretischen Forschungen für diese schon nützlich werden können – etwa in der sogenannten PH- oder Lehrerforschung.“ Was für die Forschung gesagt wird, gilt a fortiori für die Lehre: es ist nützlich, Forschungsgegenstände aus ihren Anwendungen abzuleiten, wobei ‚nützlich‘ meistens als viel zu schwache Charakterisierung des Verhältnisses gilt.

Im Bericht über eine Tagung in der Evangelischen Akademie Loccum mit dem programmatischen Thema ‚Sprache in Studium und Schule‘ teilt Siegfried Prillwitz (1972: 60) mit: „Das Studienfach ‚Linguistik‘ muß neu strukturiert werden; denn es darf sich nicht mehr hauptsächlich auf die sprachimmanenten Deskriptionszusammenhänge beschränken, sondern hat ... weitergehende Aufgaben zu erfüllen und zwar besonders in dem Bereich des Sprach- und Schriftenerwerbs, ...“. Zweifellos werden so curriculare Inhalte aus ihren Anwendungen herleitbar. Es ist aber die Frage, wie weit das auch für die den Curricula zugrundezulegenden Forschungsgegenstände oder einfach: für das notwendige Fachwissen gilt. Hat man 1972 wissen können oder bemerken müssen, daß dieses Wissen nur in begrenztem Umfang zur Verfügung stand? Es wurde, wenn überhaupt, das genommen, was es gab, auch wenn es aus zweiter oder dritter Hand

kam. Ganz selbstverständlich hielt man etwa importierte Spracherwerbtheorien für relevanter als „sprachimmanente Deskriptionszusammenhänge“. Erkennbar wird, wie das eher mechanische Operieren mit Begriffen (Kinder sollen Sprache lernen, also her mit den Spracherwerbtheorien) in das bekannte Unglück führen mußte.

Darüber hinaus kommt zum Beispiel Dieter Wunderlich in seinem ‚Disput über Linguistik‘ (1972b: 44), in dem er den Reduktionismusvorwurf an Strukturalismus und Transformationsgrammatik bearbeitet: „Als Gegenstand für den Schulunterricht sind Prozesse des sprachlichen Handelns gewiß relevanter als abstrakte strukturelle Zusammenhänge. Selbst auf die Gefahr hin, damit wissenschaftliches Neuland betreten zu müssen ..., wird man hiermit dem Lehrer vielleicht mehr sagen können, als wenn man ihm nur die Redeweise vermittelt, die nötig ist, ganz begrenzte Probleme detailliert zu erörtern.“ Es ist nicht ganz klar, wie weit Wunderlich über Lehrerausbildung und wie weit er direkt über Schulunterricht spricht, und unklar ist auch, warum von abstrakten und nicht von konkreten strukturellen Zusammenhängen die Rede sein muß. Aber mit beeindruckender Konsequenz wird das wissenschaftliche Risiko vor Augen geführt, wenn einer nicht von dem ausgeht, was man hat, sondern von dem, was man braucht.

Zuende gedacht werden mußte der Zusammenhang am Thema kompensatorische Spracherziehung, weil hier die Gewißheit darüber, was man braucht, am größten war. Es folgt: „Die gesamte Diskussion, deren Stand ich hier in groben Zügen zu skizzieren versucht habe, dürfte wohl deutlich gemacht haben, daß dem kompensatorischen Sprachunterricht bisher eine ausreichende wissenschaftliche Basis fehlt.“ (Jäger 1972a: 89). Doch wer glaubt, damit sei die Forderung nach Vermehrung von Sprach- und Sprachunterrichtswissen gemeint, der irrt. Jäger fährt fort: „Trotzdem wird ein kompensatorischer Sprachunterricht vielerorts bereits praktiziert. Deshalb scheint es mir wichtig, auch die gesellschaftspolitische Diskussion über den kompensatorischen Sprachunterricht kurz zu umreißen.“ Darum geht es. Die fehlende wissenschaftliche Basis betrifft die gesellschaftspolitische Diskussion. Wie manch anderer beruft sich Jäger darauf, daß negative Wirkungen restringierter Strategien der verbalen Planung „bisher unbewiesen“ seien. Aber statt den Beweis zu versuchen, begnügt er sich damit, den Ansatz zu verwerfen. So ist die Linguistik nicht konkret geworden, und wahrscheinlich läßt sich das verallgemeinern. Abstrakte Anforderungen an Studieninhalte und Forschungsgegenstände haben wohl zum Beginn der Flucht vor den Außenbezügen beigetragen.

### 3.2 Schule

Das Thema Schulrelevanz der Linguistik erscheint im Jahr 1972 unter zahlreichen Aspekten. Als besonders typisch und wichtig greifen wir das Problem der sprachlichen Normen heraus. Es ist ja auch ohne seine Bedeutung für die Schule

ein linguistisches Thema, was man beispielsweise für etwas wie ‚Linguistisierung des Deutschunterrichts‘ nicht sagen kann.

Die Diskussion des Normproblems entzündet sich in erster Linie am Verhältnis von Gruppen- und Einheits- oder Hochsprache (der Begriff Standardsprache wird kaum verwendet) und trägt zunächst einmal ganz allgemein und meist ziemlich unbestimmte antiautoritäre Züge. So hat sich von Polenz (1972: 82) etwa mit Jürgen Meisel auseinanderzusetzen: „Jeder Setzung, Modifizierung und Kodifizierung von normativen Regeln setzt er [Meisel, P.E.] ... die grundsätzliche Toleranz gegenüber allen Varianten und Gruppensprachen ... entgegen.“ Dagegen ist nichts zu sagen, von Polenz bleibt den Verhältnissen aber in aller Vorsicht näher, wenn er daran festhält, daß es „Gruppennormen und Textsortennormen als Normalfall jeder natürlichen Sprache“ nun einmal gebe und es eher um einen rationalen und funktionsgerechten Umgang mit ihnen als um ein allgemeines Toleranzpostulat gehe. Der Unterschied ist typisch für Auseinandersetzungen der Zeit, insofern auf der einen Seite das aus einer politischen Projektion abgeleitete Postulat den bestehenden Verhältnissen entgegengehalten wird, während auf der anderen Seite Veränderungen vom Gegebenen aus angestrebt werden. Ein simpler Gegensatz, gewiß, aber eben einer, der heute in der öffentlichen wissenschaftlichen Diskussion gar nicht denkbar ist. Projektionen als Vorwärtsorientierung sind Mangelware.

Der Normbegriff hat es auch deshalb in sich, weil er unmittelbar den Kern der Theorie von den Sprachbarrieren und der daraus abgeleiteten Diskussion über eine kompensatorische Spracherziehung berührt. Jäger (1972a: 90) referiert: „Der Erwerb der elaborierten Hochsprache stellt demzufolge eine Art Initiationsritus dar, dem sich das Kind aus der Unterschicht unterziehen muß, will es Zugang zu den mittelständischen Privilegien erhalten.“ Ulrich Ammon (1972: 85) spricht von Entfremdung, die so weit gehen könne, „daß die Sprachform allein um ihrer selbst willen für einen Wert gehalten wird.... Aus diesem Verhältnis zur Sprache entspringen ... leicht starre, rational nicht begründbare Sprachnormvorstellungen, von denen aus dialektale Abweichungen, auch wenn sie verständlich sind, also kommunikationstechnisch nicht stören, unnachlässig sanktioniert werden.“ Wir haben es mit einem konsequenten Ausspielen von Inhalten und kommunikativen Leistungen einerseits gegen die sprachliche Form und ihre Vereinheitlichung andererseits zu tun. Dieses Ausspielen hat große Teile einer Lehrer- und insbesondere Deutschlehrergeneration geprägt, die bis zur totalen Erschöpfung versucht hat, Schülertexten einen Inhalt zu entlocken, den die rigide, starre, normierte, klassengebundene sprachliche Form am Hervortreten hindere. Ammon selbst vertritt keineswegs einen besonders extremen Standpunkt und legt seine wissenschaftliche Arbeit über das Verhältnis von Dialekt und Einheitssprache so realistisch an, daß sie später auch ohne den Überbau von 1972 weitergeführt werden kann. Im Sichabarbeiten am Fetisch Normiertheit der sprachlichen Form folgt er nur dem Zeitgeist.

So gesehen wundert es nicht, daß so gut wie alle Erörterungen von Normfragen bei der Orthographie landen. Obwohl mir das Thema nicht ganz fremd ist,

war ich doch überrascht, wie häufig es im Jahr 1972 zur Sprache kommt und wie genau man verfolgen kann, wo die Wurzeln unseres Unglücks mit der Neuregelung zu suchen sind. Von Polenz (1972: 80 f.) schreibt: „Die Furcht vor ‚spalterischen‘ Folgen der vorbereiteten, aber an Institutionen und ‚öffentlicher Meinung‘ gescheiterten Rechtschreibreform sollte abgebaut ..., die Kleinschreibung und eine einfache phonematische Transkription als Alternative exemplarisch geübt werden, um möglichst viele Sprachteilhaber auf künftige Reformen vorzubereiten.“ Ins Auge springt die gar nicht hinterfragte Voraussetzung, daß eine sinnvolle Orthographiereform größeren Umfangs möglich sei und durchgeführt werden sollte. Klar ist auch, wohin sie zu gehen hätte und daß ein Eingriff in den Schreibusus die geschriebene Form, nicht aber die Sprache insgesamt treffen würde.

Deutlicher wird Ammon (1972: 88 f.): „Unter dem Gesichtspunkt dialektbedingter Sprachschwierigkeiten wäre weiterhin auf eine Lockerung der Sprachnorm zu dringen, ... und zwar auf eine Lockerung der mündlichen und der schriftlichen Sprachnorm, einschließlich der Orthographie.“ Hier haben wir den Kern des Gedankens, der dabei endet, daß man die Sprache verändern sollte, wenn man sie den Kindern nicht so beibringen kann wie sie ist. Die Orthographie, aber natürlich nicht das Gesetz des freien Falls oder den Quintenzirkel. Wenn so etwas konkret wird, lesen wir (Bauer/Bauer 1972: 67): „Die Unachtsamkeit, mit der sich Schreiber leicht und häufig verführen lassen, ein überflüssiges, nie ausgesprochenes *h* zwischen die Silben einzuschieben, scheint ihm [gemeint ist der Berliner Rektor Christian Tobias Damm mit einer Schrift aus dem Jahr 1773, P.E.] typisch für die auch in Glaubensfragen beobachtete „Macht einer ohne Nachdenken angenommenen alten Gewohnheit“. Und deshalb: wenn *Sohn* zwischen seinen Silben [!] ein *h* enthält, warum nicht auch *Person*? „Einzig vernünftig aber wäre beides ohne (also one) *h*.“ Von hier aus ist es nicht mehr weit bis zur Kritik am Bestehenden über die bekannte Parole: „Substantive schreibt man groß – groß geschriebene Wörter sind Substantive.“ Jäger (1972b: 104) veranlaßt dies zu der Hoffnung, „daß die verantwortlichen Stellen... den Erfordernissen der schulischen Praxis gegenüber politisch gelagerten Bedenken und Verlagsinteressen den Vorrang geben.“ Nicht, daß so etwas heute nicht geschrieben wird. Aber es kommt wenigstens nicht mehr als Speerspitze des Fortschritts einher. Und was die Sache betrifft, kann man sich sogar veranlaßt fühlen, wenigstens beim Dehnungs-*h* an einen Fortschritt der Wissenschaft zu glauben.

### 3.3 Politik

Ist es sinnvoll, in wenigen Sätzen etwas darüber zu sagen, wie sich die Politisierung der Linguistik in den *Linguistischen Berichten* niederschlägt? Ich glaube, man soll es versuchen. Von einer jungen Kollegin habe ich kürzlich ganz informell und ganz ohne Umschweife die Feststellung aufgeschnappt, die seit Ende

der 60er Jahre sich etablierende Linguistik sei links gewesen. Aha. Aber was war es? Es müßte sich doch in der Zeitschrift finden lassen. Wo wird angesetzt und wie wird geredet?

Eher indirekt tritt das Politische in Erscheinung, wo die Linguistik als Sozialwissenschaft bezeichnet wird oder zur theoretischen wie methodischen Grundlegung auf die Sozialwissenschaften und insbesondere die Soziologie verwiesen wird. Dies geht, was den Sprachbegriff selbst betrifft, mit der Rezeption und Entwicklung von Theorien des sprachlichen Handelns und der Rede von Sprache im sozialen Kontext einher. Im Jahr 1972 sind die *Linguistischen Berichte* voll von ausführlichen Erörterungen in dieser Richtung, aber auch von kurzen Hinweisen, die nicht mehr tun, als eine Orientierung dieser Art als Selbstverständlichkeit vorauszusetzen (explizit z.B. Schlieben-Lange 1972; Wunderlich 1972a, Ammon 1972, mit Einschränkungen auch Römer 1972, Engelen 1972 u.v.a.). In gewisser Weise ist damit angelegt, was später die pragmatische Wende genannt wurde.

Als direkter politisch möchte ich die ebenso ubiquitäre Berufung der Emanzipation des Individuums bezeichnen, die einmal als Forderung nach einem emanzipatorischen Sprachunterricht, zum anderen als Kritik an Repressions- und Abhängigkeitsverhältnissen in Erscheinung tritt, etwa bei Bauer/Bauer 1972: 65 („Die Einhaltung [der Norm, P.E.] wird moralische und soziale Pflicht, Sanktionen und Schamgebote für jede Abweichung halten die unmündigen Gläubigen auch innerlich an der Kandare, noch über die massiven ökonomischen und sozialen Benachteiligungen hinaus, die die niemals Volleingeweihten erleiden“) oder aber bei Jäger (1972a: 88), der affirmativ Peter Brückner mit der Feststellung zitiert, daß „der Sozialstatus erst nach genauer Klärung des Abhängigkeitsverhältnisses einer Person ... im Arbeitsprozeß angemessen definiert werden kann.“ Der emanzipatorische Sprachunterricht selbst wird meist der immanenten und vor allem der formal arbeitenden Linguistik („Reduktion“) entgegengesetzt und dabei gleichzeitig auf die Veränderbarkeit der politischen Verhältnisse bezogen. Beispielsweise bei Dietrich (1972: 51): „Verselbständigte, formale Sprachtheorie, Lenkung der Sprachproduktion danach, indirekte Stabilisierung der politischen Verhältnisse... Eine Lösung scheint einfach zu sein: Die Aufhebung der Verselbständigung von Aussagebereichen, was im emanzipatorischen Sprachunterricht versucht wurde.“ Ganz ähnlich Kreft (1972: 76 f.) in Bezug auf die inhaltsbezogene Grammatik, die „eine Überwindung des naiven Sprachrealismus“ möglich mache, dadurch aber in Gefahr gerate, „politisch-praktische, gesellschaftliche Emanzipation zu behindern, da sie als deren Surrogat zu fungieren geeignet ist und diese überflüssig zu machen scheint.“ Alles zusammengenommen ergibt einen Dreischritt. Führe die Klassenanalyse durch. Leite aus ihr die linguistischen Grundlagen für einen emanzipatorischen Sprachunterricht ab. Führe diesen durch. Und vergiß nicht, die falsche Linguistik als systemstabilisierend zu entlarven.

Ein Wort zu den Radikalen, wir befinden uns ja im Jahr des Radikalenerlasses. Wieviele wollten eine Räterepublik, die Diktatur des Proletariats oder

wenigstens den Anschluß der BRD an die DDR? Man findet nichts dergleichen, aber man findet auch nicht nichts.

Gut verbreitet ist eine basis- oder auch radikaldemokratische Perspektive, deren Intonation die Sprechaktindikatoren von Entrüstung aufweist. Zum 1. Juli 1971 war Siegfried Jäger als Schriftleiter der Zeitschrift ‚Muttersprache‘ abgelöst worden. Es war ein Rauswurf, wohl darauf zurückzuführen, daß der starke puristische Flügel innerhalb der ‚Gesellschaft für deutsche Sprache‘ das Wirken von Jäger unterbinden wollte. In Absprache mit den *Linguistischen Berichten* geht Alex Ströbl der Sache nach und bringt Jäger dazu, eine umfangreiche Schilderung und Dokumentation des unerfreulichen Vorgangs zu liefern. In gemäßigter Kleinschreibung und unter einer etwas unmäßigen Überschrift kommt Ströbl (1972) zu dem Schluß, „daß hier ein guter Ansatz liegt, nachzudenken über die zusammenhänge von wissenschaft, institutionalisierter wissenschaft, öffentlichkeit und demokratie.“ Das ist nicht besonders spezifisch, aber es zeigt, daß man Veränderung wollte, sie einklagte und zumindest so tat, als rechne man mit ihr.

Ich glaube auch nicht, daß es reine Ironie war, als von Polenz (1972: 82) schrieb, die Haltung eines *Leave your language alone* fördere das Aufkommen von Sprachbarrieren, „es sei denn, es wäre mit der Abschaffung dieser Gesellschaftsordnung mit ihren spezifischen Kommunikationserfordernissen in absehbarer Zeit zu rechnen.“ Im Vorgriff auf ihre Abschaffung muß erst einmal die Orthographie dran glauben: „Auch in der herrschenden Gesellschaftsordnung ... ist es möglich, wenigstens den dogmatisch-moralischen Nimbus der Orthographie konsequent abzubauen.“ (Bauer/Bauer 1972: 67). Und der Deutschunterricht kann dazu beitragen. „Der Deutschunterricht hat es also mit der Sprache, mit der Muttersprache in ihrem Zusammenhang mit Arbeit (Technik) und Herrschaft (Politik) zu tun.“ (Kreft 1972: 82). So geht es Schlag auf Schlag. Jäger (1972a: 91f.) macht klar, daß es naiv wäre, eine Besserung der Gesellschaft durch den Abbau von Sprachbarrieren anzustreben, und das auch noch „im Gegensatz zu den radikaleren Vorstellungen, die die Änderung der ökonomischen Verhältnisse nur auf dem Wege der Revolution für möglich halten.“ Ganz harmlos und wie ein weitsichtiger Umgang mit Globalisierungstendenzen hört sich daneben die Einlassung von Winfried Stölting (1972: 72) an, das Fremdsprachenlernen gewinne „für die Masse der Arbeiter“ an Bedeutung, „z.B. im Falle des gemeinschaftlichen Vorgehens von Gewerkschaften gegen einen international vertretenen Arbeitgeber.“ Doch, wirklich. Die Klassenanalyse *au fond*, aber dennoch geradezu aufklärerisch kommt einem Ammons (1972: 82) Analyse vor (vorgetragen auch noch in Marburg, Hauptstadt der Bewegung): „Der den Klassenunterschied begründende Besitz von Produktionsmitteln in entsprechender Größenordnung bedingt nämlich an sich noch keine spezifischen Kommunikationserfordernisse. Ein größerer Kapitaleigner, der überhaupt nicht zu arbeiten braucht..., benötigt im Grunde keinerlei Fertigkeiten in der Einheitssprache...“ Das ist sicher richtig und hat sich bis 2003 nicht geändert.

Vielleicht ein Horrorkabinett, aber voll guten Willens und fast immer maßvoll im Ton. Da ging es in anderen Zeitschriften zur selben Zeit anders zu. „Die Einschätzung von Sprache und Bewußtsein im Kapitalismus ist in erster Linie Sache der Kommunistischen Partei“ schreiben Ehlich u.a. (1971: 108) und bekommen vorgehalten, man wolle doch wissen, welche kommunistische Partei gemeint sei. „Der Kreis der Kandidaten wird lediglich dadurch eingeschränkt, daß etwas später von der „Deformation des Sozialismus in der DDR“ die Rede ist. Die Kommunistische Partei wird also kaum gemeint sein.“ (Eisenberg/Haberland 1972: 349). Das war nun in der Tat relevant im Sinne des Radikalerlasses. Egal, nur sollten wir uns angesichts der in großer Zahl zu begehenden Jubiläen wenigstens daran erinnern.

#### 4 Aus der Forschung

Was tut sich in der Hauptrubrik? Und zeigt sich hier eine Kehrseite des in Abschnitt 2 skizzierten Unterschieds in der Außenorientierung? Sehen wir uns für 1972 die Arbeiten zur generativen Linguistik an, der größten Gruppe mit einer gewissen Einheitlichkeit der Orientierung.

Unser Jahrgang liegt im 10. Jahr nach Erscheinen von Band 1 der Reihe *Studia grammatica* im Ost-Berliner Akademie Verlag (mit Beiträgen von Bierwisch, Motsch und Hartung). Die Reihe war 1969 bei Band 10 (Steinitz 1969), die sie tragende Arbeitsstelle Strukturelle Grammatik legte im selben Jahr die unter Leitung von Ewald Lang erarbeitete Übersetzung von Chomsky 1965 vor. Erst ein Jahr danach erschien in der Bundesrepublik die ‚Einführung in die generative Transformationsgrammatik‘ (Bechert u.a. 1970), die schnell Verbreitung fand und an der man sich dort, wo man nicht selbst auf Forschung aus war, zu orientieren versuchte. Das Buch enthält keine einzige vollständig ausformulierte Transformation. Wieder ein Jahr später kam der von Wunderlich herausgegebene Band mit den Referaten des 4. linguistischen Kolloquiums heraus, der ganz der Transformationsgrammatik gewidmet ist (Wunderlich Hg. 1971), in dem aber vergleichsweise wenig Transformationsgrammatisches steht. Ganze zwei von sieben Abschnitten sind der Sache selbst gewidmet, und eben dies prägt die ersten Jahrgängen der *Linguistischen Berichte*. In der Arbeitsstelle Strukturelle Grammatik wurde nicht lange gefackelt, man machte Grammatik, bis dem ein gewaltsames Ende bereitet wurde (Wurzel 1991; Bierwisch 1992). Die *Linguistischen Berichte* bringen zur generativen Linguistik viel Konzeptionelles, viel Kritisches, viel Reflexion über Anwendungen, viel Vergleichendes mit anderen Konzeptionen usw. Jeder wollte was zum Thema sagen, aber nur wenige konnten es machen.

Im Jahr 1972 ist es nicht mehr ganz so, man kann das Verhältnis von Grammatik machen und über Grammatik reden als einigermaßen ausgeglichen bezeichnen. In der Phonologie haben wir – ganze vier Jahre nach Chomsky/Halle 1968 – den schon weit ausgearbeiteten Ansatz von Vennemann zur Silbe (Ven-

nemann 1972; ein Vortragsmanuskript, kein ausgearbeiteter Aufsatz) und eine detaillierte Auseinandersetzung mit der generativen Metrik von Morris Halle und Jay Keyser (Standop 1972). Die Syntax ist mit einer ganzen Reihe von meist kleineren Arbeiten vertreten, beispielsweise zum Attribut (Kolde 1972), zum adverbialen Adjektiv (Rath 1972) und zur Reflexivierung (König 1972; Edmondson/Lindau 1972). An der Schnittstelle von Syntax und Semantik operieren Bartsch/Vennemann 1972 und Egli 1972.

Selbstverständlich spricht alles gegen den Versuch, diese Arbeiten in Hinsicht auf den Stand der Modellentwicklung oder gar in Hinsicht auf ihre Qualität zu bewerten. Es soll nur festgehalten werden, daß das Grammatiktreiben neuer Art bis zu einem gewissen Grad in den linguistischen Alltag vorgeedrungen war.

Konzeptionell-Anwendungsbezogenes haben wir beispielsweise in den Beiträgen von Batori und Schwarze. Batori (1972: 31) interessiert die Frage, „ob und welche Ergebnisse der theoretischen Linguistik für die praktische Spracherkennung nützlich sind. Besonders interessant ist die Frage in Hinsicht auf die Transformationstheorie, die unser linguistisches Denken in der letzten Zeit entscheidend geprägt hat.“ Schwarze 1972 geht der Frage nach, welches Grammatikformat man am ehesten für eine sprachvergleichende Grammatik verwenden kann. Beides wieder ganz typische Problemstellungen.

Kritisches zur generativen Linguistik oder zu bestimmten Arbeiten in diesem Rahmen taucht allenthalben in Kurzform innerhalb größerer Beiträge auf, etwa in den Auseinandersetzungen über das Funkkolleg Sprache, in Rezensionen und in dem luziden Statement von Martin Lang über Status und Möglichkeiten einer ‚Uferlosen Linguistisierung‘ (1972: 55): „Im Fall Chomsky werden drei Sachen in hoffnungsloser Weise durcheinander gebracht: die mathematische Theorie in wissenschaftstheoretischer Hinsicht, die rationalistische Interpretation Chomskys für die Grundbegriffe seiner Theorie ... und seine herausragende Stellung im Bündnis kommunistischer und fortschrittlich-bürgerlicher Kräfte in den USA.“ Auch der letzte Punkt trifft sicher zu, all die Interviews zum Thema Politik und Linguistik bei Chomsky haben eher Verwirrung gestiftet. Und dennoch schoß mir nach dem 11. September die Frage durch den Kopf, wie viele unserer Linguisten wohl Chomskys sofortige Reaktion zur Kenntnis genommen haben.

Ganz auf Kritik ist Kummer 1972 und ist die Fortsetzung seiner Argumentation in zwei weiteren Beiträgen aus. Kummer macht sich über einen textgrammatischen Ansatz (van Dijk u.a 1971) her, in dem „mit performativen Hypersätzen versehene syntaktische Tiefenstrukturen“ für die Darstellung von Sprechakten eine Rolle spielen: „Die im Transformationsmarker erwähnten Transformationen erinnern zum Teil an aus der syntaktischen Literatur bekannte Regeln, doch da keine der Regeln ausgeführt ist, sind Spekulationen ... hinfällig.“ (Kummer 1972: 53). Daß es häufig so gemacht wurde, ist oben festgestellt worden. Die Art und Weise, in der die Kontrahenten sich bezüglich theorieimmanenter Dinge Inkompetenz vorhalten, ist inzwischen selten geworden und wohl Ausdruck der Tatsache, daß eine sich ab ovo etablierende Grammatiktheorie zunächst erhebliche Unsicherheiten bei der Bewertung auch mit ihrem Umgang

produziert. Der Fall liegt ungefähr so, als würde eine etablierte Zeitschrift heute einen Beitrag drucken, der sich der Optimalitätstheorie bedient und jemand würde dazu schreiben, der Autor habe davon noch nicht viel gehört.

Man darf wohl unterstellen, daß so etwas im Jahrgang 2003 der *Linguistischen Berichte* schwer denkbar gewesen wäre. Die technische Kompetenz der Autoren ist hoch und nicht zu vergleichen mit der dreißig Jahre davor. Das ist nicht gerade eine sensationelle Feststellung, aber sie gehört als keineswegs unwichtig unvermeidlich dazu, wenn es um einen Vergleich der Jahrgänge geht. Zu erwarten ist auch, daß bis 2003 eine thematische Konzentration stattgefunden hat. Bleiben wir nur bei den Aufsätzen. Fünf von ihnen gehören in den engeren Bereich der Syntax, alle mit Fundierung in Ansätzen der neueren und neuesten generativen Grammatik. Zwei greifen in die Semantik (Thetarollen), einer in die Informationsstruktur (Topikalisierung) aus. Drei Aufsätze behandeln Themen aus der Morphologie, wobei etwa deutlich wird, daß Morphologie ohne Syntax jetzt nicht mehr möglich ist. Nimmt man noch Schade u.a. 2003 (ein Experiment zur Verarbeitung von Relativsätzen, beschrieben in einem konnektionistischen Modell) und Vierhuff u.a. 2003 (Verarbeitung von Wortstellungsregularitäten in einer Kategorialgrammatik) dazu, dann hat man 12 von 14 Aufsätzen erfaßt. Die beiden verbleibenden behandeln juristische Sprachnormierungskonflikte (Felder 2003) und einen speziellen Aspekt der Entwicklung von Buchstabenformen (Wiebelt 2003).

Natürlich hat man, bevor ein Klagelied über die Verengung des Gegenstandes und den Sieg eines *linguistic engineering* angestimmt wird, erst einmal festzustellen, daß die Arbeiten viele Sprachen berücksichtigen, daß sie unterschiedliche Sprachstadien behandeln, der Sprachwandel nicht zu kurz kommt usw. Und gerade was die Morphosyntax im weiteren Sinne betrifft, hat es keine kontinuierliche Entwicklung in den dreißig Jahren gegeben, sondern allenfalls eine seit Chomsky 1981. In der zweiten Hälfte der 70er Jahre sah es nicht gut aus für die generative Linguistik, was sich durchaus in den *Linguistischen Berichten* verfolgen läßt (s.a. mehrere Beiträge in Ballmer/Posner Hgg. 1985). Der im Jahr 2003 erreichte Stand gibt einem hohen Grad an Professionalität und Spezialisierung Ausdruck mit den bekannten Folgen für das, was man Breite des Arbeitsgebietes nennt. Aus der Sicht von 1972 hat eine Verengung stattgefunden, das steht außer Zweifel. Aus der Sicht von 2003 ist das Gebiet riesig, beinahe unüberschaubar geworden.

## 5 Fazit

Vielleicht ist es ganz natürlich, daß man, anders als in Geschichtsbüchern, hier über das Fernliegende mehr sagen möchte als über das, was zeitlich näher liegt. Warten wir einfach ab, ob es sich in dreißig Jahren noch genauso verhält.

## Literatur

- Ammon, U. (1972): Dialekt, Sozialschicht und dialektbedingte Schulschwierigkeiten. LB 22, 80–93.
- Autorenkollektiv (1971): Autorenkollektiv der Mitglieder des studentischen Seminars ‚Soziolinguistik‘ im Wintersemester 1969/70 an der Universität Bochum: Sprachbarrieren. Beiträge zum Thema ‚Sprache und Schichten‘. 4. Aufl. Hamburg.
- Ballmer, T./Posner, R. (Hgg.) (1985): Nach-Chomskysche Linguistik. Neuere Arbeiten von Berliner Linguisten. Berlin: de Gruyter.
- Bartsch, R.; Vennemann, Th. (1972): The grammar of relative adjectives and comparison. LB 20, 19–32.
- Batori, I. (1972): Transformationelle Sprachanalyse. LB 17, 31–46.
- Bauer, G./Bauer, S. (1972): Die Religion der Rechtschreibung. LB 18, 64–69.
- Baumann, H.-H. (1972): NRW: Neue Richtlinien für das Fach ‚Französisch‘ an Gymnasien. LB 20, 78–86.
- Bechert, J. u.a. (1970): Einführung in die generative Transformationsgrammatik. München: Hueber.
- Berger, A. (1972): Poesie zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft. LB 17, 1–11.
- Bierwisch, M. (1992): Grammatikforschung in der DDR: Auch ein Rückblick. LB 139, 162–181.
- Chomsky, N. (1965): Aspects of the Theory of Syntax. Cambridge Mass.: MIT Press.
- Chomsky, N. (1981): Lectures in Government and Binding. Dordrecht: Foris.
- Chomsky, N./Halle, M. (1968): The Sound Pattern of English. New York: Harper & Row.
- Dietrich, R.-A. (1972): Zum Gesellschaftsbezug linguistischer Aussagen. LB 22, 45–52.
- Dijk, T.A. van u.a. (1971): Textgrammatische Grundlagen für eine Theorie Narrativer Strukturen. LB 16, 1–38.
- Edmondson, J. A./Lindau, M. (1972): Complex Noun Phrases and Reflexivization in Swedish. LB 22, 11–22.
- Egli, U. (1972): Zur integrierten Grammatiktheorie. LB 21, 1–14.
- Ehlich, K. u.a. (1971): Spätkapitalismus – Soziolinguistik – Kompensatorische Spracherziehung. Kursbuch 24, 33–60.
- Eisenberg, P./Haberland, H. (1972): Das gegenwärtige Interesse an der Linguistik. Das Argument 72, 326–349.
- Engelen, B. (1972): Vorbemerkungen zu einem an Kommunikationssituationen orientierten „Aufsatz“unterricht. LB 21, 96–103.
- Ettinger, S. (1972): Quadriga-Funkkolleg Sprache. Eine kritische Zwischenbilanz. LB 20, 49–55.
- Felder, E. (2003): Juristische Sprachnormierungskonflikte in Sitzblockadeentscheidungen. LB 194, 153–182.
- Gessinger, J. (2003): Linguistik und Studentenbewegung. In: Haß, U./König, C. (Hg.): Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute. Göttingen: Wallstein, 31–54.
- Hartmann, P. (1972a): Zur Linguistik der 70er Jahre (II): Forschungslage und Forschungsbedarf. LB 17, 61–69.
- Haspelmath, M. (1999): Optimality and diachronic adaption. Zeitschrift für Sprachwissenschaft 18, 180–205.
- Heeschen, C./Kegel, G. (1972): Zum Autonomiegedanken der Linguistik oder das Verhältnis von Psychologie und Linguistik im Selbstverständnis der Linguistik. LB 21, 42–54.
- Jachnow, H. (1972): Das sprachwissenschaftliche Studium an der Lomonosov-Universität Moskau. LB 19, 56–59.

- Jäger, S. (1972a): „Sprachbarrieren“ und Kompensatorische Erziehung: Ein bürgerliches Trauerspiel. LB 19, 80–99.
- Jäger, S. (1972): Reform der Rechtschreibung. LB 21, 104.
- Kana, M. (1972): Für eine institutionelle Innovation der Fremdsprachenvermittlung im Hochschulbereich (zur 2. Tagung des AKS in Konstanz). LB 18, 62–63.
- Kegel, G. (1972): Zur Problematik des Gegenstandsbereichs der Linguistik und Psycholinguistik. LB 18, 49–52.
- Kohn, K. (1972): Linguistik „verwertet“. LB 22, 32–33.
- Kolde, G. (1972): Die Attribute deutscher Nomina actionis. LB 19, 20–32.
- König, E. (1972): Anmerkungen zum Problem der Beschreibung von Reflexivität. LB 19, 33–37.
- Kreft, J. (1972): Der didaktische und methodische Ort der Sprachgestaltung im Deutschunterricht. Überlegungen auf dem Hintergrund der gegenwärtigen allgemeindidaktischen und deutschdidaktischen Situation. LB 18, 70–87.
- Krenn, H./ Müllner, K. (1972): Reflexivierung und innerliche Abhängigkeit. LB 20, 33–41.
- Kummer, W. (1972): Versuch einer Exploration der neuentdeckten Formelwälder von der Insel Mainau. LB 18, 53–55.
- Lang, M. (1972): Apropos „Uferlose Linguistisierung“. LB 22, 53–57.
- Polenz, P. v. (1972): Sprachnorm, Sprachnormierung, Sprachnormenkritik. LB 17, 76–83.
- Prillwitz, S. (1972): Sprache in Studium und Schule – Ein Tagungsbericht. LB 18, 59–61.
- Rath, R. (1972): Adverbialisierte Adjektive im Deutschen. LB 20, 1–18.
- Römer, R. (1972): Pragmatische Dimension und Sprachliche Wirkungen. LB 18, 19–26.
- Schade, U. u.a. (2003): Relativsatzproduktion. LB 193, 33–55.
- Schlieben-Lange, B. (1972): Die Sprachbedingtheit soziologischer Methoden. LB 18, 41–45.
- Schwarze, Ch. (1972): Grammatiktheorie und Sprachvergleich. LB 21, 15–29.
- Standop, E. (1972): Die Metrik auf Abwegen – Eine Kritik der Halle-Keyser-Theorie. LB 19, 1–19.
- Steinitz, R. (1969): Adverbial-Syntax. Berlin: Akademie.
- Stölting, W. (1972): Überlegungen zum Fremdsprachenbedarf. LB 22, 68–73.
- Ströbl, A. (1972): Ein Exempel zur Freiheit der Wissenschaft in der uns aufgezwungenen Demokratie. LB 17, 51–57.
- Vennemann, Th. (1972): On the Theory of Syllabic Phonology. LB 18, 1–18.
- Vierhuff, T. u.a. (2003): Effiziente Verarbeitung deutscher Konstituentenstellung mit der Combinatorial Categorical Grammar. LB 194, 213–237.
- Wiebelt, A. (2003): Die Entwicklung der Symmetrie in der Schrift- Wie Objekt Konstanz die Genese von Buchstabenformen beeinflusst. LB 195. S. 295–323.
- Wunderlich, D. (1972a): Kritik einiger Grundbegriffe im Funkkolleg „Sprache“. LB 20, 56–69.
- Wunderlich, D. (1972b): Disput über Linguistik. LB 22, 38–44.
- Wunderlich, D. (Hg.) (1971): Probleme und Fortschritte der Transformationsgrammatik. München: Hueber.
- Wurzel, W.U. (1991): Zur Geschichte der theoretischen Grammatik in der DDR. In: Drews, J./Lehmann, C.(Hg.): Dialog ohne Grenzen. Bielefeld: Aisthesis Verlag, 131–141.

Potsdam

Peter Eisenberg

Universität Potsdam, Institut für Germanistik, Postfach 60 15 53, D-14415 Potsdam, eisenberg@rz.uni-potsdam.de